

VERDAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Mr. 4.

Monatlich vier Nummern.

Berlin, 19. Januar 1891.

Preis: Vierteljährlich 2 Mark 50 Pf.
in Oesterreich-Ungarn 1 fl. 50 Kr. ö. W. exkl. Stempel.

37. Jahrg.

Die tolle Francesca.

Novelle von Wilhelm Berger.

(Schluß von S. 15.)

Nachdruck verboten.

Ich schiffte mich nach Rom ein. Es war eine wundervolle Fahrt, die ich genoß wie einer, der das Gefühl hat, wonnigen Erlebnissen entgegengetragen zu werden. Die Bernunft verhielt sich mäusestill. Zuweilen wunderte ich mich, daß es mir so ruhig, so sicher im Gemüte war. Nicht einmal das leise Beben der Ungeduld störte mich. So zog die Küste an mir vorüber, in des Morgens bläulichem Dämmer, in der rötlichen Glut der Abendsonne. Und nachts funkelten die Sterne auf mich herab, groß und verheißungsvoll.

In Civitavecchia landete ich. Weiter, mit der Bahn, nach Rom! Da war ich wieder. Als ob ich nur eben abwesend gewesen wäre, und ich hatte mich doch zwei volle Monate wie in der Fremde umhergetrieben.

Am nächsten Morgen in der Frühe ging ich zu der wohlbekanntem Gasse. Da mußte sich's entscheiden, was das Schicksal eigentlich mit mir vorhatte.

Zwei Treppen hoch wohnte die Witwe Ricocetti. Ich stieg hinauf; eine keifende Stimme schallte mir entgegen. Meine arme Francesca! Sie bekam Schelte, weil sie sich von einem meiner alten Freunde ohne Geld hatte abpeisen lassen!

Als ich eintrat, sah ich indessen, daß ich mich getäuscht hatte. Die Witwe Ricocetti verschwendete die Kraft ihrer

Lungen an ein kleines, häßliches, struppiges Ding von Mädchen, das in trotziger Haltung in der Nähe der Thüre stand. Sie hielt inne, sobald sie mich erblickte.

„Was ist dem Herrn gefällig?“

Das Weib war von gewöhnlichem Schlage, derb und starkknochig. Keine Spur von Aehnlichkeit mit der Tochter.

„Ich suche Francesca!“

„Ah, die Francesca! Poveretta! Die — ja, Signor — da müßt ihr anderswo suchen gehen.“

Es war ein Klang von Mitleid in ihrer rauhen Stimme, der mich mit einer Vorahnung von Unheil erfüllte.

„Wie soll ich das verstehen?“

Francescas Mutter betrachtete mich argwöhnisch. „Was wollt ihr von der Francesca? Wer seid ihr?“



Der verlorene Prozeß. Gemälde von J. Kaufmann.

Das Originalgemälde befindet sich im Besitz der Kunsthandlung Friedrich Schwarz in Wien.

Zur Erinnerung an den Großen Kurfürsten.

Mit Illustrationsproben aus E. Berners „Geschichte des Preussischen Staates.“ (München, Verlagsanstalt f. Kunst u. Wissenschaft.)

Der abgelaufene Wintermonat hat das Gedächtnis des großen Fürsten, den man mit tiefbegründetem Recht den „Schöpfer des preussischen Staates“ genannt hat, in wirksamer Weise erneuert: seit seinem Regierungsantritt war am 1. Dezember ein Vierteljahrtausend verflossen, zweihundertundfünfzig Jahre unablässigen Arbeitens und Ringens auf allen Gebieten staatlichen Lebens, wechselnder Geschichte, aber unbeeinträchtigt zum Ziele, das jenem großen Monarchen bereits vorgezeichnet hatte. Erst aus den jetzigen Erfolgen heraus vermögen wir die geniale Persönlichkeit Friedrich Wilhelms klar und voll zu würdigen.

Ein zwanzigjähriger Jüngling ergriff er das der Hand seines sterbenden Vaters entnommene Scepter mit Jugendkraft, gab dem herrschenden System schwächerer Neutralitäts-Politik im verheerenden dreißigjährigen Kriege eine entschiedene Wendung, griff überall mit klarer Besonnenheit in die Weltbegebenheiten ein, nahm das Interesse seines Staates in würdiger Weise wahr, mehrte denselben unter Benutzung rechtlicher Ansprüche, schuf ein starkes, wohlgeübtes und schlagfertiges Heer, erstrebte eine feste Einigung der norddeutschen und protestantischen Reichsfürsten unter Leitung Brandenburgs, errang die Aufhebung der Lehnabhängigkeit des Herzogtums Preußen von Schweden und Polen und stärkte und festigte das innere Leben seines Staates nach allen Beziehungen hin.

Im Reichskriege gegen Frankreich (1674) bewährte der Kurfürst seine laudable und kraftvolle deutsche Gesinnung, erfuhr freilich von Seiten des Kaisers schweren Unbill und sah sich bedeutender, mühsam erungener Erfolge beraubt, aber die wunderbare, durch nichts zu beugende Energie seiner Heldennatur sicherte gleichwohl seinem Volke die Möglichkeit, nach schwersten Leiden in Sicherheit aufzutreten, alle Keime sozialen Wohlbefindens zur Blüte zu entwickeln und einen hohen Rang im Räte der Völker Europas einzunehmen; gewann seinem Hause Würde und Macht, Glanz und Ruhm, und legte den unzerstörbaren Grund zu Preußens nachmaliger Größe und hoher politischer Bedeutung.

Nicht unerwähnt darf bleiben, daß Friedrich Wilhelm, nicht damit begnügt, seinem Staate eine eigene starke Armee geschaffen zu haben, in weiblicherer staatsmännischer Weisheit auch zu einer eigenen brandenburgisch-preussischen Flotte den Grund legte, einerseits zum Schutz der Küste im Kriegsfall, andererseits zur Förderung von Handel und Industrie im Frieden. Rücksichtlich des ersteren Zieles übertraf die junge Flotte alle Erwartungen des Kurfürsten, indem sie, unter Führung

des tapferen Holländers Naule im Kriege gegen Schweden bei Bornholm die feindliche Fregatte „Leopard“, sowie einen Brander wegnahm und als erste Seebeute beide in den Hafen von Kolberg schleppete; indem sie ferner, da vom Staate Spanien Brandenburg um große Summen geschädigt war, kurzweg einige spanische Gallionen kaperte und als Unterpfand für des Kurfürsten Forderung heimbrachte.

Rücksichtlich des zweiten Zieles für die Flotte erfaß der hochsinnige Herrscher im fernen Afrika ein Küstengebiet zur Operationsbasis für die Teilnahme Brandenburgs am Weltverkehr und Weltverkehr, gründete dort eine Kolonie und er-



Der Kurprinz Friedrich Wilhelm im Alter von zehn Jahren.
Nach dem Original eines unbekannteren holländischen Meisters im königl. Schlosse zu Berlin.

Inzwischen stellte Onkel Franz seiner Schwester den eingeschmuggelten Geschäftsfreund als einen berühmten Musikprofessor und Geiger aus Berlin vor, der, da er heute abend in der nahen Kreisstadt spiele, ihm aus alter Freundschaft den Gefallen gethan habe, ihn zu begleiten, um das Nichtchen Wunderkind einmal bis auf die Nieren zu prüfen. Und nun möge die Autorität ihm den Gefallen thun und selber sprechen.

Und die Autorität sprach lange und unzweideutig, und Frau Hartmann weinte bitterlich, und Onkel Franz rieb sich schmunzelnd die Hände. Und der langen Rede und der bitteren Thränen und des vergnügten Schmunzelns kurzer Sinn war, daß Fräulein Erna nur ein ganz kleines Durchschnittstalentchen mit recht anerkennenswertem Fleiß besitze, das wohl ein paar Unterrichts- und etliche Uebestunden pro Woche verlöhne, was aber darüber sei, das sei gar sehr von Uebel. Und nun möge Frau Hartmann sich trösten. Es sei immerhin eine sehr zweifelhafte Günst des Schicksals, ein Wunderkind zur Tochter zu haben, das könne er aus seinen langjährigen Erfahrungen bezeugen. Selbst die wenigen echten seien nur selten ein Glück für die Familie, die Tausende von Talwunderkindern aber geradezu ein Unglück, ein demoralisierendes Glend, an dem nicht selten einzig die Eitelkeit der Eltern die Schuld trüge. Aus diesen Talwunderkindern erwachsen der Kunst, so fuhr der große Künstler und ehrliche Mensch fort, jene armeligen Mittelmaßigkeiten, dem Leben die unzähligen verfehlten Existenzen, die unbefriedigten, verbittern und auf ihre Umgebung verbittern wirkenden Individuen.

„Noch ist es nicht zu spät, verehrte Frau, Ihre Tochter vor der Misere einer solchen Zukunft zu retten. Sie haben Fräulein Erna mit diesem unglückseligen Wahn um ein paar glückliche, gesunde Kinderjahre gebracht, das ist richtig. Aber noch liegt eine lange, glücklich-harmlose Jugend vor ihrem Kinde, eine Zukunft, in der die Erfüllung des weiblichen Berufes die Hauptsache bleiben, die Ausübung des hübschen Talentchens aber eine willkommene Beigabe für Stunden der Erholung, der Geselligkeit sein wird. Trösten Sie sich, verehrte Frau, es haben andere Eltern die gleichen Fehler gemacht; es wird Ihnen nicht schwer fallen, Ihre Erna in die Normalphäre für ein junges Mädchen zurückzuführen, ihr den kleinen Hochmutsteufel, der sich allerdings in dem hübschen Köpfchen schon ziemlich fest eingenistet zu haben scheint, bald wieder auszutreiben. Und hält's schwerer, als ich glaube, so lassen Sie sich's nicht verdrießen, desto gründlicher wird die Heilung sein. Und nun leben Sie wohl, gnädige Frau.“

Viele Jahre konnte Erna den Namen des berühmten Geigers nicht hören, der, wie sie lange Zeit hindurch glaubte, sie schenkte um ihr Lebensglück betrogen.

Zum erstenmale wieder hörte sie den Namen und das klassische Spiel seines Trägers, als sie, eine glückliche Frau, mit ihrem Gatten gelegentlich einer Vergnügungstour eines der großen philharmonischen Konzerte in Berlin besuchte, während daheim in dem sonnigen Gartenküchlein, in dem sie vor Jahren die Künstlerinnenprüfung zu ihrem Heil so schlecht bestanden hatte, die Mutter ihr Wunderkind, ihr erstgeborenes Töchterchen auf den Armen wiegte und ihm die Melodie der Kadenz dazu sang, die seit Jahren in diesen Wänden verklungen gewesen.



Luise Henriette von Oranien, Gemahlin des Kurfürsten Friedrich Wilhelm.
Nach dem Original von Gerard van Honthorst im königl. Schlosse zu Berlin.

laute die Seefeste Großfriedrichsburg, auf welcher im Jahre 1681, zum erstenmale in diesem Erdteil, die brandenburgisch-preussische Flagge am Mast emporstieg. So durfte ein preussischer Dichter mit gutem Fug singen:

„O Kurfürst Friedrich Wilhelm, zu Land und Meer ein Held,
Du hast den Weg gewiesen und uns das Ziel gestellt!
Die Berge haben Tannen, wir haben hohen Mut:
Auch uns gehört die große, wogende Meeresflut!“

In einem Leben voll unerhörter Kraftanstrengung und aufreibender Thätigkeit gewährte ihm erquickendes Ausruhen für Geist und Körper das glückliche Eheleben mit der geliebten ersten Gattin, der frommen und hochsinnigen Luise Henriette, Tochter des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien. Selbst von echter Frömmigkeit, fühlte er sich dem Gemütsleben der edlen Gattin aufs innigste verbunden, stärkte sich an ihrem stillen Gottvertrauen auch in schwersten Lebenslagen und sog aus ihren herrlichen Liedern, dem Erguß reinsten christlicher Gesinnung und Denkweise, unversieglige Erquickung. Das Lied Luise Henriettes „Jesus meine Zuversicht“, das seit einem Vierteljahrtausend Millionen preussischer Männer und Frauen Trost und Zuversicht in die Seele gegossen und ihren letzten Gang auf dieser Erde, herzerhebend für die Nachbleibenden, begleitet hat, machte auch des großen Fürsten letzte Stunde leicht.

Dem Tode sich nahe fühlend, nahm er mit den Seinigen das heilige Abendmahl, betief noch einmal den Staatsrat, lektwillige politische Akte vorzunehmen, vor allem seinem Sohne und Nachfolger wichtige Regierungsgrundsätze einzuprägen, ihm das Wohl seiner Unterthanen und die Ehre seines fürstlichen Hauses zu empfehlen, und dann, alle Anwesenden, die in Thränen tiefster Erschütterung zerfloßen, tröstend, ihnen Liebe und Treue innig dankend, schloß er mit den still geklüfterten Worten: „Jesus, meine Zuversicht“ die müden Augen zum ewigen Schlummer.

Nie darf, nie wird Preußen seines großen Fürsten vergessen; selbst wenn abermals ein Vierteljahrtausend dahingeschwunden sein wird! Denn:

„Nie darf ein Land dem Gründer sich entwöhnen,
Der seines Strebens höchstes Ziel verkündet;
Nur wenn in ihm sich jedes Herz verbündet,
Wird seinen Kampf der Tag des Sieges krönen.
So, Preußen, denke stets der goldenen Worte,
Die Friedrich Wilhelms Thatendrang umschweben,
Und deinen Heros schau in seinem Bild.
Erschlossen hat er dir des Ruhmes Pforte:
Zur Krone Deutschlands wollt' er dich erheben,
Und wo du kämpfst, trägt er Schwert und Schild!“



Kurfürst Friedrich Wilhelm mit seiner Gemahlin Luise Henriette, geb. Prinzessin von Oranien.

Nach dem Original (Lebensgröße) von Pieter Nason (geb. um 1615, gest. nach 1680) im königl. Schlosse zu Berlin.



Maritana. Gemälde von E. von Blaas.

Blätter von Mädchenhand.

Von Antonie Andrea.

Nachdruck verboten.

II. Die Selbständige.

Wunderlich, daß es Leute giebt, die mir eine meiner höchsten Tugenden zum Vorwurf machen: meine Selbständigkeit!

Meine Kindheit verlief in Frieden und Wohlstand, dann aber begannen böse Zeiten. Unser schönes Gut ging in fremde Hände über; eines Tages wurde uns der Vater mit zerfetzter Stirn ins Haus getragen; Mutter lag lange auf den Tod und genas endlich zu einer dauernden Kränklichkeit.

Wir hatten weder Zeit noch Mittel, um uns lange zu befinden. Es mußte zur Arbeit gegriffen werden. Ich war die einzige von uns dreien, die es konnte.

Ich begann, Zeichenunterricht zu geben. Es war nicht leicht, Stunden zu finden, auch honorierte man mich schlecht. Man schien meiner Jugend zu mißtrauen — fühlte ich doch selbst, daß mir noch manches zur tüchtigen Lehrerin und ein gründliches Studium meiner Kunst fehlte.

Welch eine unergiebig Erwerbsquelle die Schriftstellerei ist, weiß nur derjenige, der auf sie angewiesen; wenn man nicht versteht, sich durchzubiarben und durchzuarbeiten, kann man bequem dabei umkommen, vor Hunger und Notlosigkeit.

Was ich trotzdem noch nicht gelernt habe, ist, mich darin zu finden, daß die Gesellschaft alles anbietet, der Frau ihre Selbständigkeit möglichst zu erschweren, indem sie ihre Arbeit unterschätzt und schlecht bezahlt, daß sie ihr Hindernisse in den Weg legt, die dem Manne erspart bleiben, und daß sie vor allen Dingen der Fähigkeit der Frau grundsätzlich mißtraut.

Ich habe die Erfahrung gemacht, daß meine Zeichnungen und schriftstellerischen Arbeiten nicht allein besser honoriert wurden, sondern auch mehr Anerkennung fanden, wenn man mich irrthümlicherweise für einen Mann hielt, als wenn man von vornherein wußte, daß man es mit einem Mädchen zu thun hatte.

Meinen „Arbeitgebern“ mache ich keinen Vorwurf daraus, wohl aber der Gesellschaft, die diese uns Frauen so nachtheiligen Zustände aufrechterhält. Sie ist weit entfernt, ein mittelloses Mädchen vor Mangel zu schützen, sie zwingt es so gut zur Arbeit wie den Mann und beutet seine Arbeitskraft wie die des Mannes aus, aber als gleichberechtigte Arbeiterin will sie es nicht neben dem Manne gelten lassen.

Das spricht die Sirene jedoch nicht frei von der Ungerechtigkeit, die sie sich gegen mich und meinesgleichen zu Schulden kommen läßt, und ich scheue mich nicht, das allgemeine Gerechtigkeitsgefühl anzurufen: wenn ich mir durch rechtlich angelegene Arbeit meinen Lebensunterhalt erwerbe und demgemäß der Gesellschaft nützlich werde, habe ich dann nicht Anspruch auf Selbstständigkeit — wie der Mann? Wenn ich meine Mutter und meinen kleinen Bruder erhalte, thue ich dann nicht ganz Ähnliches, wie der Mann, welcher seine Familie versorgt? Und wenn

ich schließlich von meinem Erwerb Steuern zahle, wie der Mann, sollte ich auch nicht als ein ihm gleichgestellter Unterthan im Staate gelten wollen?

Gewiß, die Frau ist anders geartet als der Mann! Aus diesem Grunde wird auch ihre Berufstätigkeit oft von der seinen abweichen. Daß aber zwei ungleiche Wesen, von denen sich jedes nach seiner Art der Gesellschaft und dem Staate nützlich macht, nicht gleiche Rechte haben dürfen, ist eine Logik, der es an Logismus mangelt.

Und geht mir mit dem Mythos der männlichen Superiorität! Ist der Mann der Stärkere, so find wir die Jäheren; ist sein Verstand, sein Geist uns überlegen, so überflügelt ihn unsere Phantasie, unser Gemüt; spielt er die erste Rolle in der Weltgeschichte, so ist die Frau der Hebel der Sittlichkeit in der Entwidlung der Menschheit!

In meiner Eigenschaft als „Selbständige“ ist es mir nicht erspart geblieben, mich persönlich mit dem Manne zu messen — nicht auf Degen oder Pistole, auf ganz andere Waffen. Wenn ich daran denke, wird mir etwas bekommen zu Mut: ich bin trotz meiner Selbständigkeit ein Weib. Ohne Sentimentalität, denn: ich habe geliebt! Es war ein begabter, junger Mann, sagen wir ein Künstler. Wir begannen mit guter Kameradschaft und gingen bald zu einer Freundschaft über, daß uns etwas fehlte, wenn wir uns nicht täglich sahen, um uns gegenseitig über alles auszusprechen, was das Leben des denkenden und arbeitenden Menschen bedingt.

Eines Abends holte er mich von der Redaktion unserer Frauenzeitung ab. Es war im Winter, und wir fühlten beide die Kälte. So geschah es, daß er meinen Arm fester drückte und ich mich dichter an ihn schmiegte, als die Konvention es erlaubt. Da hörte ich sein Herz so mächtig hämmern, daß ich ordentlich erschrak und mich schnell wieder zurückziehen versuchte. Aber er legte den Arm um mich und sprach so tief bewegt... Schweige lieber still, wehmütige Erinnerung, über die Weihe dieses seligen Abends!

Den nächsten Tag — es war ein Sonntag, und wir hatten Zeit dazu — steckte er mir einen kleinen goldenen Reif an den Finger, und wir verlobten uns. Es war unbeschreiblich schön! Eine große Ruhe kam über mein Herz, dem ich sonst so wenig Aufmerksamkeit geschenkt hatte; wir war's, als ob ein langer Feiertag in ihm angebrochen wäre, und so oft ich meinem Freunde ins Auge schaute, hörte ich in mir Kirchenglocken klingen und klingen. Meine Mutter weinte Freudenthränen.

Und wieder eines Abends gingen wir Arm in Arm. Wir hatten uns so viel zu sagen: wir machten Zukunftspläne. Er sprach, wie wir uns einrichten, wie wir zusammen leben und arbeiten, wie glückliche Menschen wir sein wollten, wenn wir erst verheiratet wären: zum Frühjahr wollten wir uns zusammenthun, um uns nie mehr zu trennen!

„Dann kommt dein Bruder aus der Schule“, schloß er fröhlich. „Er bleibt bei der Mutter. Wir setzen ihr natürlich eine kleine Monatsrente aus.“

„Wem?“ fragte ich. „Hatte ich denn recht verstanden?“ „Deiner Mutter, Schatz.“ „Du, lieber Freund, bleibt bei mir, solange sie lebt! Hattest du es anders erwartet?“

„Aber mein Herz — bei einem so bescheidenen Haushalt, wie wir armes Künstlerpaar ihn wenigstens zu Anfang führen werden — eine etwas verwöhnte und anspruchsvolle Schwiegermutter —“

„Du irrst! Mutter ist sehr anspruchslos und genügsam — doch überlege es dir noch einmal, mein Freund, ob es dich nicht gereuen wird, eine Frau zu wählen, die dir nichts zubringt, als eine tüchtige Arbeitskraft und ein Herz voll Liebe — die dir auch noch die Mitfürsorge auferlegt für eine kränkliche Mutter und einen unselbständigen Bruder.“

„Aber Anna! Das ist ja eine ganze Familie.“ „Gewiß, Hermann! Meine Familie, für die ich seit meinem siebenzehnten Jahre gesorgt habe...“

Wir waren zu Hause angelangt. Ich reichte ihm die Hand, die er nach einem flüchtigen Druck fahren ließ. „Du thust vielleicht am flüchtigsten, Hermann“, sagte ich ruhig, obgleich mir etwas im Innern brennend weh that, „wenn du mich läßt, wo ich bin: bei meiner Mutter!“

„Bist du imstande, mich so leicht aufzugeben?“ fragte er zornig. „Leicht? Nein! Aber meine Mutter kann ich um keinen Preis von mir lassen.“

Wir trennten uns; wir sahen uns nicht mehr wieder. Ich schickte ihm den verheißungsvollen kleinen Goldreif zurück — er nahm ihn schweigend hin.

Ich glaube, er hat vor einem Jahre die Tochter eines vermögenden Kaufmannes heimgeführt. Alles Glück sei mit ihm!

Wir haben seitdem eine kleine Erbschaft gemacht. Mein Bruder ist ein tüchtiger Architekt geworden; meine Mutter lebt noch glücklich in der Liebe ihrer Kinder, und das Darben hat ein für allemal ein Ende. Ich finde erst jetzt die rechte Freude und Befriedigung an der Arbeit, weil die Sorge nicht mehr hinter mir steht und mich nicht mit hungrigem Blick zur Erde treibt. Das Leid meiner Selbständigkeit habe ich endgiltig überwunden; ich freue mich ihrer und bin ausgedöhnt mit meinem Schicksal, das mich zur „alten Jungfer“ stempelte.

Allerlei fürs Hauts.

Das Reinigen der Seidenhandschuhe. Nicht überall ist die Hilfe einer hemischen Waschanstalt zur Hand, der die durch Staub u. s. w. verunreinigten farbigen Seidenhandschuhe anvertraut werden können, daher wird es mancher Leserinnen willkommen sein, Winke für die Wäsche dieser Gegenstände zu empfangen. Bei gefärbten Seidenhandschuhen werden die nachstehenden Vorschriften im allgemeinen nicht im Stiche lassen. Ausnahmen werden indes vorkommen, da die Zahl der Farbstoffe, mit welchen neuerdings Seide gefärbt wird, eine geradezu unendlich große geworden und nicht alle Farbstoffe sich zu den Reinigungsmitteln gleichmäßig verhalten, manche denselben erliegen, sodas dann nur übrig bleibt, die selbstgereinigten Handschuhe zum Auffärben einer Färberei zu übergeben. Zum Reinigen gefärbter Seidenhandschuhe löst man 30 bis 40 Gramm Marseille Seife in einer genügenden Menge kochenden Wassers auf, läßt das Seifenbad bis auf 40 Grad Celsius abkühlen, taucht die Handschuhe hinein und reibt sie zwischen den Fingern. Die Handschuhe werden dann nochmals in rei-

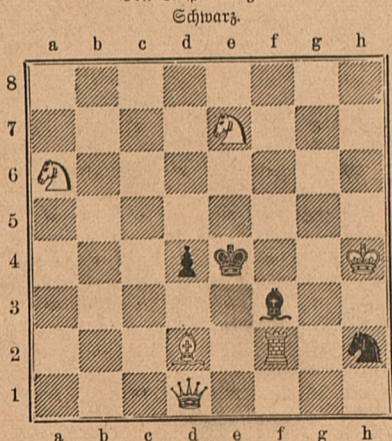
nem lauem Wasser gespült, und wenn die Farbe dabei, was bei einigen Farbstoffen vorkommt, „bluten“, das heißt sich auflösen und das reine Wasser färben sollte, so muß das Wasser vorher auf hundert Teile mit 3 bis 4 Teilen Schwefelsäure schwach sauer gemacht werden. Diese Säuremenge darf bei glänzenden gelben Farben nie überschritten werden, ebensowenig bei Karmesin, Scharlach, Hellastanienbraun, während sie für Braun, Bronze, Orange überschritten werden kann. Da die Seifenlösung bei längerer Einwirkung viele Farben, besonders Karmesin, Rot, Gelb und Rosa und deren Schattierungen angreift, so muß das Reinigen in jedem Falle schnell ausgeführt werden, ebenso das Waschen und Spülen in angesäuerten Bädern. Schnell werden dann die Handschuhe ohne auszuringen ausgepreßt, auf grobes reines Zeug ausgebreitet und zusammengerollt, um das Wasser aus der Seide zu entfernen. Hiernach können die Handschuhe durch Bügeln in der gewöhnlichen Weise fertig gemacht werden. Flecke, die durch Säuren verursacht worden sind, werden am besten mit Salmiatgeist (Ammoniat) behandelt, wo aber die Farben durch die Säurewirkung zu stark angegriffen, bleibt nichts übrig, als nochmaliges Färben. Grüne Farben belebt man durch Eintauchen in eine Lösung von Grünspan oder Kupfervitriol. Schwarze Seide kann mit einer Mischung gereinigt werden, bestehend aus einem Gewichtsteil Ochsegalle und sieben Teilen kochenden Wassers; sie wird mit einem reinen Schwamm auf den Stoff ausgerieben. Die Handschuhe werden dann zwischen den Händen ausgebrückt und in reinem weichem Wasser ausgespült, bis dies klar bleibt, worauf sie gepreßt und mit einem Tuche getrocknet werden. Blaue und violette seidene Handschuhe können in einer konzentrierten, sirupartigen Lösung von Marseille Seife gewaschen werden, der man eine kleine Menge Pottasche (Kaliumkarbonat) zusetzt; danach werden sie gut gespült und zwischen Handtüchern zur Entfernung des Wassers ausgebrückt. Wenn sie halbtrocken sind, werden sie in eine schwache Lösung von Hausenblase oder Gummiarabikum getaucht, mit Zusatz einer ganz geringen Menge von Pottasche; zuletzt werden sie auf der linken Seite gebügelt, damit die Farbe aufgefrischt werde.

Die Appretur von Fenstervorhängen. Durch tüchtiges Ausschütteln befreit man die Vorhänge von der größeren Menge des in ihnen haftenden Staubes, den man noch weiter entfernt, indem man die Vorhänge durch einen mit viel Wasser gefüllten Bottich zieht. Dann legt man sie in einen anderen, welcher heißes Wasser, in dem Soda und Seife aufgelöst sind, enthält. In diesem Bade werden sie gewaschen. Man darf aber keine Waschmaschine dabei anwenden und auch nicht die gewöhnliche Art des Waschens, da hierdurch das Entstehen von Rissen in den Vorhängen kaum zu vermeiden ist, sondern muß sie durchkneten. Ist dies mit der gehörigen Sorgfalt geschehen, so werden sie durch Drücken vom Wasser befreit. Nach abermaligem Ausspülen in lauem Wasser trocknet und drückt man sie in gewöhnlicher Weise (nach unserer Erfahrung ist es aber richtiger, die Vorhänge zweimal mit Seife und Soda zu waschen, hauptsächlich dann, wenn die Gardinen sehr schmutzig gewesen sein sollten); darauf spült man nochmals in kaltem Wasser und blaut. Zur Erzielung einer Crèmefärbung bleiben die Vorhänge eine Stunde lang in einer Abkochung von 40 Gr. Bruchthee auf je 4 Liter Wasser, die man vorher durch ein Tuch filtriert hat. Die Ueberzeugung, daß die Farbennuance die gewünschte ist, verschafft man sich durch Probefärbung an einer kleinen Ecke des Vorhanges; nach dem Ausfall derselben setzt man dem Bade noch Wasser oder eine starke Theeabkochung hinzu. Das nach dem Bläuen oder Crèmefärben erfolgende Stärken muß mit dicker Stärke geschehen; jeder Vorhang erhält die für ihn bestimmte Menge, in der noch kein anderes Wäschezeug gestärkt worden ist. Da beim Bügeln die Vorhänge sich leicht verziehen und, wenn man nicht geübt und vorsichtig ist, noch viel leichter anfengen, so kann dasselbe weggelassen werden. Man spannt sie dann auf einen nach Art der Sticksrahmen nach beiden Seiten verschiebbaren Rahmen, mittelst Pflöckchen, die sich an den Randreifen deselben befinden, auf und läßt sie so trocknen.

Schach.

Aufgabe Nr. 282.

Von E. Pradignat.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung des Buchstabenrätsels Seite 495 von 1890.

Ch—ri—st—ba—um = Christbaum.

Auflösung der Buchstabenverfälschung Seite 495 von 1890.

| | | |
|------|----------|-------|
| Chre | „Erfurt“ | Fahne |
| Utah | Rhein | Zhal. |
| | Nieber | |

Ergänzungsaufgabe.

an ba brück ca dos da er ho ka me ment ne ni or os res raf te tor.

Zu suchen sind zehn dreisilbige Wörter, die eine gemeinsame Mittelsilbe haben und deren Anfangs- und Endsilben oben gegeben sind. Sind die richtigen zehn Wörter gefunden, so ergeben ihre Anfangsbuchstaben den Namen eines berühmten Mannes unserer Zeit.

Aufgabe.

Mit welcher Zahl muß man 18, mit welcher Zahl 100, mit welcher Zahl 91 multiplizieren, damit die Summe der drei durch die Multiplikation entstandenen Resultate 1891 beträgt? Die Summe der drei zu suchenden Zahlen soll 25 sein. Dr. — e.

Dilettanten-Arbeiten.

Lederschnitt und Plastik.

Obwohl die schönste und vornehmste Aufgabe ist es, die Wohnung zu einem behaglichen Heim zu gestalten, zu einer Stätte der Schönheit und Harmonie...

Glücklicherweise ist nicht bloß dem Begüterten die Möglichkeit gewährt, in schön geschmückten Wohnräumen zu leben: Fleiß und kunstliebender Sinn der Frau...

Ohgleich die Lederplastik in vielen Gesellschaftskreisen sich großer Beliebtheit erfreut, ebenso in den Künstlerkreisen...

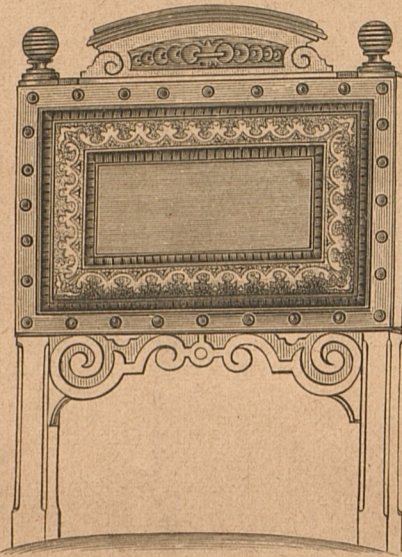
Adressen zur neunzigjährigen Geburtstagsfeier des Grafen Moltke deutlich bewiesen, so ist dieselbe als Hausindustrie doch noch wenig verbreitet...

Für diese Arbeit wird eine große Anzahl von Werkzeugen gebraucht; indessen rate ich zuvörderst nur zur Anschaffung von nachstehenden, welche in vorzüglicher Güte durch Herrn Burda...

a. Aufzeichnen und Schneiden. Die Zeichnung wird auf



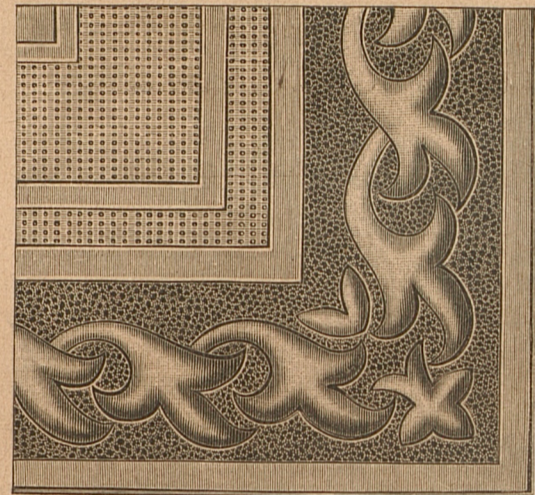
3.



1.



4.



2.

Muster stark und welche wenig plastisch zu arbeiten sind, läßt sich nicht geben, da jeder nach eigenem Geschma und individuellem künstlerischem Gefühl zu verfahren hat.

Korrespondenz.

Anonyme Anfragen aus Abonnementkreisen finden keine Beachtung. Jede Anfrage muß die vollständige Postadresse des Fragestellers und die Angabe, wo der Fragesteller auf den 'Bazar' abonniert ist, enthalten.

Kosmetik und Gesundheitspflege. M. S. in B. Gegen Frostballen, indem dieselben nicht offen sind, empfiehlt sich die tägliche Beweinselung derselben mit Zed- oder Klobolium...

meisters L. Zan, betitelt: 'Praktischer Unterricht in der heutigen Färbereibereitung, Appreturbereitung und chemischer und Nachwäscherei.' (Erschienen in A. Hartlebens Verlag, Wien und Leipzig).

C. in St. Das Aufwischen von Möbeln können Sie sehr leicht selbst vornehmen. Kaufen Sie sich zu diesem Zweck flüssiges Möbelwachs (eine Auflösung von Wachs in Terpentinöl). Die Gebrauchsanweisung pflegt sich auf dem Flascheneffekt zu befinden.

c. Modellieren verleiht der Arbeit den plastischen Ausdruck in ähnlicher Weise, wie Schatten- und Lichtverteilung der Malerei. Weil das in die Höhe getriebene Leder keine Festigkeit hat, ist ein Ausfüllen der Rückseite desselben nötig...

d. Punzen ist die gleichmäßige Mustering des Grundes. Das macht sich besonders bei ganz kleinen Zwischenräumen hübsch, wenn man mit der Aufzeichnungsmadel willkürlich den Grund mit ganz dicht gestochenen kleinen Löchern füllt...

als Einfassung an einzelnstehender Verzierung oder als Grundmuster in der Art angewandt werden, daß das nächste Sternchen über die zweite Hälfte des vorher geschlagenen gelegt wird...

e. Lackieren und Färben. Nach Beendigung des Punzens überzieht man die Ornamente, welche die ursprüngliche Lederfarbe behalten sollen, mit Spirituslack...

mit Spirituslack, der dann keine Farbe annimmt. Das Färben geschieht entweder durch eine Lösung von Pottasche oder noch besser durch mit Wasser verdünnten Nesselkalk...

Die beigefügten Muster zeigen:

- 1. Eine zum Stuhlüberzug oder Kissen passende Zeichnung; das Ornament ist breit aufgerissen, doch ganz flach gehalten; die Zwischenräume desselben sind mit der Aufzeichnungsmadel gepunzt...
- 2. Eine Randbordüre zu gleichem Zweck; auch sehr hübsch zu verwenden für Leinen der für Speisezimmer bestimmten Stühle...
- 3. Arbeitstasche mit Eichenlaub, welches halb erhaben sein soll. Die Vorte ist nur geschnitten, nicht breit gerissen.
- 4. Handschuhbehälter mit plastisch hervortretenden Formen, die in den runden Blumen und den Blättern sorgfältig modelliert sind...

A. Brockmann.